

Cecelia Ahern

Die Liebe
deines Lebens

ROMAN



Unverkäufliche Leseprobe aus:

Cecelia Ahern
Die Liebe deines Lebens

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Wie man jemanden beruhigt

Man sagt, der Blitz schlägt nie zweimal ein. Stimmt aber nicht. Na ja, dass die Leute das sagen, stimmt schon, aber als Tatsache ist es falsch.

Wissenschaftler haben festgestellt, dass Wolke-Erde-Blitze häufig an zwei oder mehr Stellen in den Boden einschlagen und dass die Chance, getroffen zu werden, um etwa fünfundvierzig Prozent höher ist als allgemein angenommen. Meistens will man mit dem Spruch ja ausdrücken, dass der Blitz nie mehrmals denselben trifft, doch auch das stimmt nicht. Obwohl die Wahrscheinlichkeit, von einem Blitz getroffen zu werden, bei eins zu dreitausend liegt, wurde Roy Cleveland Sullivan, ein Park-Ranger aus Virginia, in seinem Leben siebenmal vom Blitz erwischt. Roy überlebte sämtliche Blitzschläge, jagte sich aber mit einundsiebzig Jahren eine Kugel in den Bauch – wie man munkelte, nahm er sich das Leben aus Liebeskummer. Wenn die Leute auf die beliebte Blitzmetapher verzichten und stattdessen einfach sagen würden, was sie meinen, wäre das: »*Das gleiche sehr unwahrscheinliche Ereignis passiert einem Menschen nie zweimal.*« Allerdings stimmt das auch nicht. Wenn sich Roy wirklich aus Liebeskummer umbrachte, dann wusste er sicher besser als alle anderen, dass dieser ganz besondere Schmerz, der mit einem gebrochenen Herzen einhergeht, ihn durchaus noch einmal treffen könnte, auch wenn es unwahrscheinlich war. Was mich zum Kern meiner Geschichte bringt, dem ersten meiner beiden höchst unwahrscheinlichen Erlebnisse.

Es war elf Uhr in einer eiskalten Dubliner Dezembernaut, und ich befand mich an einer Stelle, an der ich noch nie gewesen war. Das soll keine Metapher für meine psychische Verfassung sein, auch wenn sie ziemlich passend wäre. Ich meine nur, dass ich diesen Ort noch nie betreten hatte, jedenfalls nicht in seiner gegenwärtigen Form. Ein eisiger Wind fuhr durch die verlassene Wohnsiedlung in der Southside und heulte zwischen zerbrochenen Fensterscheiben und loseem Gerüstmaterial eine gespensische Melodie. Schwarze Risse, wo Fenster hätten sein sollen, bedrohliche Löcher und herausgerissene Steinplatten in unfertigem Mauerwerk, wahllos auf Balkone und Fluchtwege gehäufte Kabel und Rohre, die irgendwo anfangen und im Nichts endeten – die perfekte Kulisse für eine Tragödie. Allein bei dem Anblick dieser verwahrlosten Einöde überfiel mich ein Frösteln, das nichts mit den frostigen Temperaturen zu tun hatte. In diesen Wohnblocks hätten hinter zugezogenen Vorhängen Familien schlafen sollen, aber die Siedlung war vollkommen leblos, verlassen von ihren Bewohnern, die hier in tickenden Zeitbomben gelebt hatten, mit einer Liste von Brandschutzproblemen so lang wie die Lügen-Liste der Bauunternehmer, die ihr Versprechen auf erschwingliche Luxuswohnungen nicht gehalten hatten.

Ich hätte nicht hier sein sollen. Ich hatte das Gelände unrechtmäßig betreten, aber das war es nicht, was mir hätte Sorgen machen sollen. Es war gefährlich, ich hatte hier nichts zu suchen. Jeder normale Mensch hätte kehrtmachen und dorthin zurückgehen sollen, woher er gekommen war. Das wusste ich alles, aber ich ging trotzdem weiter, verstrickt in eine heftige Debatte mit meinem Bauchgefühl. Und schließlich betrat ich eins der Gebäude.

Fünfundvierzig Minuten später stand ich zitternd wieder draußen und wartete auf die Polizei, wie es mir der Mann in der Notrufzentrale aufgetragen hatte. In der Ferne sah ich schon die Lichter des Krankenwagens, kurz darauf folgte ihm ein Polizeiauto in Zivil, und heraus stürzte Detective Maguire, ein unrasier-

ter Mann mit zerzausten Haaren und zerfurchtem, fast hagerem Gesicht, den ich später als enorm gestresstes emotionales Pulverfass kennenlernte. Wenn er zu einer Rockband gehört hätte, wäre sein Aufzug als cool durchgegangen, aber die Tatsache, dass er ein siebenundvierzigjähriger Detective im Einsatz war, minderte den stylischen Aspekt beträchtlich und betonte eher noch den Ernst der Situation, in die ich mich gebracht hatte. Nachdem ich ihm und seinen Kollegen den Weg zu Simons Apartment beschrieben hatte, ging ich wieder nach draußen und wartete darauf, meine Geschichte zu erzählen.

Ich berichtete Detective Maguire von Simon Conway, dem sechsendreißigjährigen Mann, den ich im Innern des Gebäudes getroffen hatte und der zusammen mit fünfzig anderen Familien wegen Sicherheitsmängeln aus der Siedlung evakuiert worden war. Simon hatte hauptsächlich über Geldprobleme gesprochen, in die er geraten war, weil er die Hypothek für die Wohnung, in der er nicht wohnen durfte, abzahlen musste, während die Kommune die Kosten für die Ersatzunterbringung nicht mehr übernehmen wollte. Obendrein hatte er seinen Job verloren. Obwohl mir das, was ich gesagt hatte, teilweise nur noch verschwommen bewusst war, rekonstruierte ich mein Gespräch mit Simon so gut ich konnte für Detective Maguire, vermischte allerdings gelegentlich das, was ich meiner Erinnerung nach gesagt hatte, mit dem, was ich nach meiner jetzigen Meinung hätte sagen sollen.

Es war nämlich so, dass Simon Conway einen Revolver in der Hand hielt, als ich in das verlassene Apartment trat. Ich glaube, ich war überraschter als er. Möglicherweise dachte er, die Polizei hätte mich geschickt, um mit ihm zu reden, und ich hatte das auch nicht bestritten. Er sollte ruhig denken, dass im nächsten Zimmer eine ganze Armee von Leuten wartete, während er mit seiner schwarzen Pistole herumwedelte und ich mich anstrengen musste, mich nicht einfach zu ducken und aus dem Zimmer zu laufen. Eine immer größere Panik stieg in mir auf, aber ich versuchte, ihn zu beruhigen und zu überreden, die Waffe wegzule-

gen. Wir sprachen über seine Kinder, ich tat mein Bestes, ihn auf das Licht in seiner momentanen Finsternis hinzuweisen, und ich brachte ihn tatsächlich dazu, die Waffe auf die Küchentheke zu legen, so dass ich die Polizei zu Hilfe rufen konnte. Aber als ich auflegte, passierte etwas. Zwar waren meine Worte vollkommen harmlos, aber jetzt weiß ich, dass sie besser ungesagt geblieben wären, denn sie lösten irgendetwas in Simon aus.

Er sah mich an, und mir war klar, dass er mich nicht wirklich sah. Sein Gesicht war völlig verändert. In meinem Kopf schrillten sämtliche Alarmglocken, aber ehe ich etwas sagen oder tun konnte, griff er nach der Waffe und hielt sie sich an den Kopf. Und dann ging der Revolver los.

Wie man seinen Mann verlässt
(ohne ihn zu verletzen)

Manchmal, wenn man etwas wirklich Reelles, Wahres sieht oder erlebt, möchte man sofort aufhören, noch irgendwo so zu tun als ob. Man fühlt sich plötzlich wie ein Idiot, wie ein Scharlatan. Man möchte den Kontakt zu allem abbrechen, was unecht ist, ganz gleich, ob es sich um etwas Harmloses handelt oder um die ernsteren Dinge des Lebens – zum Beispiel um die eigene Ehe. Bei mir war es Letzteres.

Wenn man andere Leute darum beneidet, dass ihre Ehe in die Brüche geht, weiß man, dass man selbst Eheprobleme hat. Genau das hatte ich in den letzten Monaten empfunden, ich befand mich in diesem seltsamen Zustand, in dem man etwas weiß und es gleichzeitig nicht weiß. Als meine Ehe am Ende war, wurde mir klar, dass ich schon die ganze Zeit gemerkt hatte, dass etwas nicht stimmte. Solange ich drinsteckte, hatte ich natürlich auch glückliche Augenblicke und war im Großen und Ganzen zuversichtlich. Natürlich können aus einer positiven Einstellung viele gute Dinge erwachsen, aber pures Wunschdenken eignet sich nicht als Basis für eine Beziehung. Und das Ereignis in der verlassenen Siedlung – die *Simon-Conway-Erfahrung*, wie ich es gerne nannte – öffnete mir die Augen. Es war eine der realsten Erfahrungen meines bisherigen Lebens, und sie führte dazu, dass ich nicht mehr bereit war zu heucheln, ich wollte nicht mehr so tun als ob, ich wollte selbst eine reale Person sein, ich wollte, dass alles in meinem Leben echt und ehrlich war.

Meine Schwester Brenda glaubte, es wäre auf eine Art post-

traumatische Belastungsstörung zurückzuführen, dass ich meine Ehe beendete, und sie riet mir inständig, mit jemandem darüber zu reden, worauf ich ihr erklärte, dass ich das bereits tat, dass der innere Dialog schon vor einiger Zeit begonnen hatte. So war es im Grunde ja auch, Simon Conway hatte die Erkenntnis nur beschleunigt. Das war natürlich nicht, was Brenda hören wollte, denn sie meinte selbstverständlich ein Gespräch mit einem ausgebildeten Psychologen und kein alkoholisiertes Schwätzchen bei einer Flasche Wein in ihrer Küche, mitten in der Nacht, mitten in der Woche.

Mein Mann – Barry – hatte verständnisvoll und unterstützend reagiert, als ich in der Nacht nach Hause kam, und auch er hielt meine plötzliche Entscheidung für eine Nachwirkung des Revolverschusses, aber als ich meine Sachen packte und unser gemeinsames Heim verließ, wurde auch ihm klar, dass ich es ernst meinte, und auf einmal fing er an, mir die gemeinsten Beschimpfungen an den Kopf zu werfen. Ich machte ihm keinen Vorwurf – obwohl ich wirklich nicht dick bin und auch nie dick war, und ich hatte bislang auch nicht gewusst, dass ich seine Mutter viel lieber mochte, als er offenbar glaubte. Ich verstand, dass Freunde und Familie verwirrt waren und mir anfangs einfach nicht glauben konnten. Es hatte viel damit zu tun, dass ich immer für mich behalten hatte, wie unglücklich ich war. Aber vor allem lag es an meinem Timing.

In der Nacht der Simon-Conway-Erfahrung – nachdem ich begriffen hatte, dass der markerschütternde Schrei aus meinem eigenen Mund gekommen war, nachdem ich die Polizei alarmiert hatte und die Zeugenaussagen für den Polizeibericht aufgenommen worden waren, nachdem ich einen Pappbecher milchigen Tee aus dem Supermarkt um die Ecke getrunken hatte – war ich nach Hause gefahren und hatte vier Dinge erledigt. Erstens ging ich unter die Dusche, um mir die Szene von der Haut zu waschen, zweitens blätterte ich ein bisschen in meinem abgenutzten Exemplar von »*Wie man seinen Mann verlässt (ohne ihn zu verletzen)*«,

drittens weckte ich Barry mit einem Kaffee und einer Scheibe Toast, sagte ihm, dass unsere Ehe vorbei sei und erklärte ihm viertens – auf Nachfrage –, dass ich gerade miterlebt hätte, wie ein Mann sich eine Kugel in den Kopf gejagt hatte. Rückblickend fiel mir auf, dass Barry mehr und detailliertere Fragen zu der Sache mit dem Schuss stellte als zum Ende unserer Ehe.

Wie er sich seither benahm, überraschte mich, und gleichzeitig war ich geschockt, dass es mich überraschte, denn ich hatte geglaubt, in solchen Dingen recht belesen zu sein. Schon vor dieser großen Lebensprüfung hatte ich mich gründlich darüber informiert, wie wir beide uns fühlen würden, falls ich je beschloss, die Ehe zu beenden. Ich hatte alles Mögliche darüber gelesen, nur um für den Fall der Fälle vorbereitet zu sein und um sicherzugehen, dass ich dann die richtige Entscheidung traf. Mehrere meiner Freunde hatten sich getrennt, und ich hatte viele lange Nächte damit verbracht, beiden Seiten aufmerksam zuzuhören. Aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass mein Mann so reagieren würde, dass er einen kompletten Persönlichkeitswandel durchmachen und dermaßen kalt, gemein, bitter und böseartig werden würde. Die Wohnung, die wir uns zusammen gekauft hatten, war jetzt seine, und er ließ mich keinen Fuß mehr hineinsetzen, unser Auto war nur noch seines, er wollte es um keinen Preis mit mir teilen, und überhaupt setzte er alles daran, möglichst viel von dem, was uns beiden gehört hatte, für sich zu behalten. Selbst Dinge, auf die er eigentlich gar keinen Wert legte – Originalton Barry. Wenn wir Kinder gehabt hätten, hätte er garantiert auch sie für sich beansprucht und dafür gesorgt, dass ich sie nie mehr zu Gesicht bekam. Zuerst ging es ihm vor allem um die Kaffeemaschine und die Espressotassen, dann geriet er wegen des Toasters regelrecht in Rage, und auch der Wasserkocher war plötzlich sein Ein und Alles. Ich ließ seine Ausraster in der Küche, im Wohnzimmer und im Schlafzimmer über mich ergehen, und er folgte mir sogar zur Toilette, um mich auch noch anzuschreien, während ich auf dem Klo saß.

Ich bemühte mich, so geduldig und verständnisvoll wie möglich zu reagieren, und da ich schon immer eine gute Zuhörerin war, ließ ich ihn einfach ausreden. Aber ich konnte ihm die Sache selbst nicht sonderlich gut erklären und wunderte mich, dass er das immer wieder von mir verlangte. Eigentlich war ich sicher, dass er im Grunde seines Herzens das Gleiche empfand wie ich, aber so verletzt war, dass er all die Momente schlicht vergaß, in denen wir uns beide eingesperrt und gefangen gefühlt hatten – in einem Arrangement, das von Anfang an nicht richtig gewesen war. Aber Barry war wütend, und Wut macht oft taub und blind für die Realität – jedenfalls war es bei ihm so. Also beschloss ich abzuwarten, bis seine Wutanfälle verebhten, und hoffte, dass wir eines Tages ehrlich über alles sprechen könnten.

Ich wusste genau, dass ich aus den richtigen Gründen so handelte, aber ich konnte den Schmerz nur schwer ertragen, den ich im Herzen fühlte, weil ich ihm so weh getan hatte. Und nun lastete all das auf meinen Schultern, ganz zu schweigen von der traumatischen Erfahrung, dass ich es nicht geschafft hatte, einen Mann daran zu hindern, sich in den Kopf zu schießen. Seit Monaten konnte ich nicht richtig schlafen, und jetzt klappte es seit Wochen überhaupt nicht mehr.

»Oscar«, sagte ich zu dem Klienten, der mir in dem Sessel vor meinem Schreibtisch gegenüber saß. »Der Busfahrer will Sie ganz bestimmt nicht umbringen.«

»O doch. Er hasst mich, aber das können Sie nicht wissen, weil Sie nicht gesehen haben, wie er mich anschaut.«

»Und wie kommen Sie auf die Idee, dass der Busfahrer solche Gefühle gegen Sie hegt?«

Oscar zuckte die Achseln. »Sobald der Bus anhält, macht er die Tür auf und starrt mich böse an.«

»Sagt er irgendwas zu Ihnen?«

»Nicht, wenn ich einsteige. Aber wenn ich draußen bleibe, dann brummt er irgendwas vor sich hin.«

»Manchmal steigen Sie also *nicht* ein?«

Er rollte die Augen und blickte auf seine Hände. »Manchmal ist mein Sitz nicht frei.«

»Ihr *Sitz*? Das ist neu. Was für ein Sitz denn?«

Er seufzte, weil ich ihm auf die Schliche gekommen war und er beichten musste. »Wissen Sie, alle Leute im Bus starren mich an, okay? Ich bin der Einzige, der an der Haltestelle einsteigt, und alle glotzen. Und weil sie alle glotzen, setze ich mich auf den Platz gleich hinter dem Fahrer. Sie wissen schon, auf den, wo man seitlich sitzt, zum Fenster. Der Fenstersitz, ein bisschen abseits vom Rest des Busses.«

»Da fühlen Sie sich sicher.«

»Ja, der Platz ist perfekt, da könnte ich den ganzen Weg in die Stadt sitzen bleiben. Aber manchmal sitzt da eben dieses Mädchen, ein behindertes Mädchen, sie hört Musik auf ihrem iPod und singt Lieder von den *Steps* mit, so laut, dass der ganze Bus mithören kann. Wenn sie da ist, kann ich nicht einsteigen, und das nicht nur, weil behinderte Menschen mich nervös machen, sondern weil es mein Sitz ist, verstehen Sie? Und bevor der Bus hält, kann ich auch nicht sehen, ob sie da ist. Deshalb muss ich erst checken, ob der Platz frei ist, und wenn das Mädchen da sitzt, steige ich wieder aus. Und der Busfahrer hasst mich.«

»Wie lange geht das schon so?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht ein paar Wochen.«

»Oscar, Sie wissen, was das bedeutet. Wir müssen noch mal anfangen.«

»O Mann.« Er vergrub das Gesicht in den Händen und sank in sich zusammen. »Aber ich war doch schon halb in der Stadt.«

»Achten Sie darauf, dass Sie Ihre wirkliche Angst nicht auf eine andere Befürchtung projizieren. Wir sollten das am besten gleich anpacken. Morgen steigen Sie in den Bus, setzen sich auf *irgendeinen* freien Platz und bleiben da bis zur nächsten Haltestelle sitzen. Dann können Sie aussteigen und zu Fuß nach Hause gehen. Am nächsten Tag steigen Sie ein, setzen sich *irgendwohin*, bleiben bis zur übernächsten Haltestelle sitzen und

gehen dann heim. Am Tag darauf bleiben Sie drei Stationen lang sitzen, und dann vier – verstehen Sie? Sie müssen das Problem schrittweise angehen, und irgendwann sind Sie dann am Ziel.«

Ich war nicht sicher, ob ich ihn oder mich überzeugen wollte.

Langsam hob Oscar den Kopf. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen.

»Sie schaffen das«, sagte ich freundlich.

»Bei Ihnen klingt das so einfach.«

»Aber für Sie ist es nicht einfach, das verstehe ich. Machen Sie Ihre Atemübungen. Nach einer Weile ist es nicht mehr so schwierig. Dann können Sie den ganzen Weg zur Stadt im Bus bleiben, und die Angst verwandelt sich in Freude. Ihre schlimmsten Momente werden bald Ihre glücklichsten sein, denn Sie überwinden große Herausforderungen.«

Er sah mich unsicher an.

»Vertrauen Sie mir.«

»Das tu ich ja, aber ich bin nicht mutig.«

»Mutig ist nicht, wer keine Angst hat, sondern wer seine Angst überwindet.«

»Steht das in einem Ihrer Bücher?«, fragte er und deutete mit einer Kopfbewegung auf die dicht mit Ratgebern aller Art bepackten Bücherregale in meinem Büro.

»Nelson Mandela«, lächelte ich.

»Schade, dass Sie als Jobvermittlerin arbeiten, Sie wären bestimmt eine gute Psychologin«, sagte Oscar und hievte sich aus dem Sessel.

»Ich tu das für uns beide. Wenn Sie es schaffen, mehr als vier Haltestellen im Bus zu sitzen, dann erweitert das Ihre Jobchancen enorm.« Ich versuchte, mir meine Anspannung nicht anmerken zu lassen. Oscar war ein hochqualifizierter, hochintelligenter Mann, für den ich jederzeit einen guten Job finden konnte – ich hatte ihn schon dreimal vermittelt –, aber seine Mobilitätsprobleme schränkten ihn beträchtlich ein, da er nicht regelmäßig

bei der Arbeit erscheinen konnte. Nun versuchte ich, ihm gezielt bei der Überwindung seiner Phobie zu helfen, und da er nicht selbst fahren lernen wollte – und ich nicht nebenbei auch noch Fahrlehrerin werden konnte –, hatte er sich bereit erklärt, es mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu versuchen. Etwas ungeduldig blickte ich auf die Uhr über seiner Schulter. »Okay, vereinbaren Sie mit Gemma einen Termin für nächste Woche, und ich freue mich darauf zu hören, wie Sie zurechtkommen.«

Als die Tür sich hinter ihm schloss, hörte ich auf zu lächeln und suchte mein Bücherregal nach einem meiner Selbsthilfebücher ab. Es kam häufig vor, dass meine Klienten sich über meine Sammlung wunderten, und ich war auch ziemlich sicher, dass ich mit meiner Leidenschaft den kleinen Buchladen meiner Freundin Amelia vor der Pleite bewahrte. Die Bücher waren meine Bibeln, meine Berater, wenn ich nicht mehr weiterwusste oder Tipps für die Probleme meiner Klienten brauchte. Seit einem Jahrzehnt träumte ich davon, selbst einen Ratgeber zu schreiben, aber ich war nie weiter gekommen, als mich, aufgeregt und bereit, meine Gedanken zu formulieren, an meinen Schreibtisch zu setzen und den Computer anzuschalten. Aber dann starrte ich nur auf den weißen Bildschirm und den blinkenden Cursor, und die Leere vor meinen Augen entsprach der Leere in meinem Kopf.